

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 267 Bydgoszcz / Bromberg, 23. November 1938

Die Freien vom Freital

Ein Roman aus den Bergen
von André Mairock

(20. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Jetzt war es heraußen. Der Schultheiß war einen Schritt zurückgetreten, und die beiden Alten waren von den Stühlen aufgestanden. Einen Augenblick herrschte Totenstille, dann fing Heinrich an zu erzählen und legte ein offenes Geständnis ab über sein Leben in Chur: Er hätte gewußt, daß er als Sohn des Schwarztanns ohne die Einwilligung seines Vaters nicht hätte heiraten sollen und dürfen. Aber er hätte die Einwilligung wohl nie bekommen, obwohl die Frau, die er aus ganzem Herzen liebe, gut und edel sei und gerade so gut wie er dem großen deutschen Vaterland angehörte. Er sei damals nicht vom Schwarztann abhängig gewesen und habe als freier Künstler gelebt und gearbeitet, und er hätte nie im entferntesten daran gedacht, daß er einmal Herr des Scheibenhofes werden könnte, da er doch zwei ältere Schwestern habe, die Recht und Anspruch auf das Erbe gehabt hätten. Und so habe er eben heimlich geheiratet . . Und jetzt sei er in die Heimat zurückgekehrt, nur um seinem toten Vater die letzte Ehre zu erweisen, und er hätte ja nicht ahnen können, daß er es in der Zeit mit seiner Heimkehr so unglücklich treffen könnte. Aber länger habe er seine Frau nicht mehr ohne Kunde über sein Verbleiben lassen dürfen, und so habe er eben auf dem Schmugglerweg heimlich das Tal verlassen. Aber es sei schon zu spät gewesen; denn an demselben Tag sei die Frau voll Angst und Sorge um ihn in den Schwarztann gekommen. „Das ist die Wahrheit" schloß er mit erhöhter Stimme. „Trifft mich eine Schuld, dann verurteilt mich. Ich bitte nicht um Gnade, aber um Gerechtigkeit!"

Jetzt entstand eine lange Pause. Der Schultheiß biß sich in die Lippen, und die beiden alten Bauern wogen ihre grauen Köpfe; denn so etwas war ihnen durch ihr ganzes langes Leben nicht zu Ohren gekommen . . .

„Es gibt bei uns a altes Gesetz", begann dann der Schultheiß, ohne aufzuschauen. „Und dös Gesetz hat große Geltung: unsere Väter haben drauf geschworen, und die Söhne haben den Schwur übernommen. Wer gegen den Willen seines Vaters heiratet, der bricht dem Schwarztann die Treue: Der Scheibenhof steht im Schwarztann, und es ist uns nit gleichgültig, was für a Weib dort haust. M'r müssen also abwarten, was der Rat der Freien vom Freital zu der jungen Scheibenhoferin sagt!"

Die beiden alten Bauern nickten zufrieden mit ihren Köpfen und setzten sich auf ihre Stühle zurück.

„Zuerst werden wir uns um den Scheibenhofer kümmern müssen!" fuhr Johannes Aigner düster fort. „Heinrich Schrund, hast du gewußt, daß die Franzosen in der Zeit, wo du fort gewesen bist, nicht kommen?"

„Nein."

„Drum kann ich dich vom Verrat nicht freisprechen! Was geht heut vor, die Sorge um sein Weib oder um die Heimat?"

Heinrich fühlte, wie ihm das Blut in den Kopf stieg. Aber er schwieg.

„Du bist a Freier vom Freital, dös macht deine Schuld nit leichter. M'r sind heut in erster Linie Soldaten, und a Soldat, der fahnenflüchtig wird, hat den Tod verdient! Aber es soll dir dein Recht werden: Der Rat der Freien vom Freital soll über deine Schuld entscheiden! Bis dahin sprech ich dir als Schultheiß im Namen des Schwarztanns die Freiheit und die Ehre ab! Du bist unser Gefangener!"

Heinrich entgegnete kein Wort. Er hatte nichts Besseres erwartet: er mußte für seine Tat einstehen. Die Hauptsache war, daß er ein reines Gewissen hatte. Mochte man ihn als Schurken bezeichnen, er hatte seinen Schwur gehalten, und — was ihn in dieser Stunde am meisten beglückte — seine Hände waren rein geblieben. Was hatte er zu fürchten . . .?

Da erhob sich am Tisch ein Mann, mit bleichem Gesicht und heißen Augen: der Schulmeister. Ihre Blicke kreuzten sich und lagen sekundenlang fest ineinander. Dann nickte der Schulmeister leicht mit dem Kopf: er hatte die stumme Bitte Heinrichs verstanden . . .

Der Schultheiß schloß das Verhör, und willenlos folgte Heinrich den beiden Grenzjägern in seine Gefangenschaft . . .

Eine Stunde später wanderte der Schulmeister zum Dorf hinaus und hinein in die Talmulde: Es war höchste Zeit, daß er Zenzl die volle Wahrheit sagte, ehe sie ihr in groben Worten von selbst zuflog. Wenn alle schlecht von ihm dachten, dann durften es wenigstens die nicht, die ihn liebten und einmal geliebt hatten.

12. Die Herrin vom Scheibenhof.

Die Ermahnung Heinrichs an seine junge Frau, sie möge tapfer sein, war wohl begründet; denn sie sah wirklich schwere Tage im Scheibenhof. Schon gleich am ersten Morgen, nachdem Heinrich kaum abgeführt war, zeigten die beiden Jungfern auffällig spöttische, überlegene Gesichter, und es war unschwer zu erraten, daß sie heimlich hinter dem Fenster ihrer Kammer der Verhaftungsszene beigewohnt hatten. Nun glaubten sie das Spiel für sich gewonnen; denn ein Mann, dem man solche Dinge zur Last legte, konnte nicht mehr länger Scheibenhofer sein. Der Hof war also wieder herrenlos geworden, und nach ihrem Ermessen hatte auch die fremde Frau hier nichts mehr verloren, sie war rechtlos geworden und konnte gehen. Das ersah Herta aus ihren Blicken, aus ihren Gesichtern und aus ihrem ganzen Benehmen: Hanne hatte wieder die Zügel an sich gerissen, und aus ihrem ganzen Wesen sprach der Triumph ihrer Überlegenheit in allen Dingen, die den Scheibenhof betrafen. Jetzt war sie wieder die Herrin vom Scheibenhof, und die andere sollte deutlich fühlen, wie überflüssig und wie unbequem sie hier war . . .

Herta merkte recht gut, was von den beiden Weibern beabsichtigt wurde, aber sie ging nicht. Erstens hätte sie nicht gewußt, wohin sie sich wenden sollte; denn sie hatte ja keine Freunde hier, und der Ausgang aus dem Schwarztanntal war gesperrt: sie konnte nicht fort, und zweitens durfte sie Heinrich und seiner Sache nicht untreu werden. Sie mußte erst abwarten, bis man sah, was mit ihm geschah und ob seine Schuld wirklich so groß war, daß er Ehre, Heimat und Freiheit verlor. „Sei tapfer!" hatte er sie beim Abschied noch ermahnt, und das wollte sie sein. Noch war sie Herrin vom Scheibenhof! Aber es war nicht leicht, sich unter solchen Umständen zu behaupten und das seelische Gleichgewicht zu bewahren. Wenn sie nur gewußt hätte, was mit Heinrich geschehen war. Man hatte ihn nicht mehr freigelassen, vielleicht war er gar schon verurteilt! Hätte er sich doch nie an dem Grenzjäger vergriffen!! Aber so . . .! Er hatte ihn in die Tiefe gestoßen, ohne zu wissen, wie weit er stürzen konnte, und wenn der Absturz tödlich war, dann würde man ihn ja des Mordes bezichtigen! Hier hörte sie auf zu denken. Nein! Zum Mörder war er nicht geworden! Das durfte nicht sein! So grausam durfte das Schicksal nicht mit ihm spielen; das hatte er nicht verdient!

Und zu diesen furchtbaren Gedanken gesellten sich die offenen Feindseligkeiten der beiden Weiber. Jeden Tag wurden die Quälereien noch größer. Sie war tapfer und verteidigte die Rechte ihres Mannes wie eine Löwin, konnte es aber nicht verhindern, daß sie allmählich aus der Küche und aus den übrigen Räumen des Hauses verdrängt wurde und bald nur mehr auf ein Zimmer, auf das Schlafgaden, beschränkt war. Dabei waren erst ein paar Tage vergangen, seitdem Heinrich aus dem Haus war, und sie sah jetzt schon, wie weit es kommen mußte, wenn sie nicht von irgend einer Seite her Schutz erhielt. Aber wer sollte ihr helfen? Nicht nur bei den beiden Scheibenhoferischen Weibern, sondern bei allen Bewohnern des Schwarztanns war sie verhaßt. Alle gönnten ihr diese Quälereien . . . Sie mußte sich schon allein helfen. Wollte sie aber einmal gegen Hanne auftreten, dann bekam sie entweder überhaupt keine Antwort oder sie wurde mit einem „M'r hend dich nit g'rufen!" abgefahren . . .

Nach einigen Tagen kam endlich einmal der Schulmeister am Scheibenhof vorbei und brachte ihr Grüße von Heinrich. Aber es war nur ein kleiner trügerischer Lichtstrahl gewesen, der die düsteren Wolken nicht zu durchbrechen vermochte. Schon an dem trüben Lächeln des Schulmeisters hatte sie sofort erkannt, daß die Dinge ernster waren, als er zugeben wollte. Und schließlich gestand er ihr auch, daß Heinrich vom Schwarztann des Verrats angeklagt sei, und daß der Schultheiß selbst die Anklage vertrete. Alles Weitere hinge jetzt von einer Gerichtssitzung der Freien vom Freital ab, und er hoffe ja, daß sie nicht gerade den Stab über ihm brechen, aber die Schwarztannler seien hart wie ihre Gesetze. Er selbst zweifle nicht an seiner Unschuld, doch hätte seine Meinung hier keine Geltung: es sei eben schwer, diese Menschen, die in Sachen des Rechtes eigensinnig und unbelehrbar seien, zu überzeugen. Sie dürfe deswegen aber nicht den Mut sinken lassen, schon weil der Grenzjäger, an dem Heinrich sich vergriffen habe, durch den Absturz keinen besonderen Schaden genommen habe . . .

Das war die erste Nachricht gewesen, die sie von Heinrich erhalten hatte. Und sie hatte ihr wenigstens den einen Trost gegeben, daß er doch nicht gerade das Leben eines Menschen auf sein Gewissen nehmen mußte. Daß man ihn aber des Verrates beschuldigte, das legte sich schwer auf ihr Herz: es konnte ihn die Ehre, die Freiheit, ja sogar das Leben kosten. So war es wenigstens in anderen Ländern, und der Schwarztann war bestimmt nicht dazu angetan, ein solches Vergehen milder zu beurteilen . . .

Es waren also schwere Tage, die Herta auf dem Scheibenhof verbringen mußte. Auch die Gehässigkeiten, mit denen ihr die beiden Jungfern begegneten, nahmen täglich zu; denn es mochte ihnen allmählich zu lange dauern, die landfremde, „überspannte" Person, die zu keiner richtigen und nützlichen Arbeit zu gebrauchen war, im Haus zu behalten und mitzufüttern. Nach und nach gingen sie ganz aus sich heraus und machten ihr das Leben auf dem Scheibenhof zur Hölle: wann und wo sie ihnen begegnete„ wurde sie von ihnen in ihrer groben, urwüchsigen Art angeschrien: Ob sie denn nicht einsehe, daß sie hier nur im Weg stände, und daß sie eine solche Schande über den Scheibenhof gebracht hätte! Oder: Warum sie denn nicht auch jetzt an der Seite ihres Mannes bleibe, nachdem sie ihn zum Verräter, zum Treulosen gemacht habe! Oder sie wurde überhaupt nicht angeschaut, nicht gefragt und nicht beachtet, und wenn sie im Sterben gelegen hätte, so hätte sich gewiß keine Menschenseele um sie gekümmert. Und dabei war sie die rechtmäßige Frau des Scheibenhofers und von Rechts wegen die Herrin im Hause! Es mußte also etwas geschehen; so war das nicht mehr länger zu ertragen . . .

Und an einem Abend verließ sie heimlich das Haus und nahm ihren Weg hinab zum Schultheißen. Es war das bestimmt kein leichter Entschluß gewesen, aber immer noch besser ein hartes Wort der Wahrheit aus dem Mund des Schultheißen zu hören, als noch länger dieses Leben der Ungewißheit in Gesellschaft der beiden bösen, gehässigen Weiber des Scheibenhofes zu ertragen . . .

Das Dorf war leer. Die Leute befanden sich gerade bei der häuslichen Stallarbeit. Und doch wagte sie nicht aufzuschauen, als sie der Amtsstube des Schultheißen zulief. Sie trat in den finsteren Hausflur und pochte zuerst zaghaft an die Türe, erhielt jedoch darauf keine Antwort . . . War er nicht daheim? Dann müßte sie ja unverrichteter Dinge wieder durch das Dorf gehen und zum Scheibenhof zurückkehren, wieder eine Nacht und fast einen ganzen Tag warten . . . Noch einmal pochte sie an die Tür, diesmal kräftiger, rascher und länger . . .

Da ging hinten eine Türe, und ein großer Mann kam den Gang vor: aufrecht, mit abgemessenen Schritten, den düsteren Blick nicht von ihr lassend. Das Haar war schon gebleicht, aber die Gestalt war noch rüstig und kräftig. Sie hatte diesen Mann noch nie im Leben gesehen, und doch wußte sie sofort, daß es der Schultheiß war, der Schultheiß vom Schwarztann!

Sie trat unwillkürlich einen Schritt zurück und neigte den Kopf zu einem stummen, schüchternen Gruß.

Der Schultheiß schloß die Tür auf und ließ sie eintreten. Wortlos rückte er einen Stuhl zurecht und wies ihr darauf Platz an, ohne auch nur im leisesten zu erkennen zu geben, ob und wie ihn der seltsame Besuch berührte . . .

„Ich bin die Frau Heinrich Schrunds", begann sie leise, und sie mußte sich über den eigentümlichen Klang ihrer Stimme wundern. War es dieser Raum, die Umgebung oder der schweigsame Mann, was sie so seltsam beeindruckte?

Der Schultheiß nickte: Er kenne sie schon, und er könne sich recht gut denken, warum sie zu ihm gekommen sei . . . Wenn er sie heute noch nicht als die Scheibenhoferin begrüße, so hinge dies erst noch von der Frage ab, ob sie zu Recht auf dem alten Freihof säße. Und ehe man diese Frage untersuchen könne, müßten erst die Sachen des Scheibenhofers entschieden sein, der — wie sie ja wissen — unter einer schweren Anklage stehe. Er könne ihr also heute noch nicht raten oder helfen. Sie müsse eben warten . . .

Sollte das wirklich alles sein, was sie durch diesen Besuch, den sie sich wahrlich reichlich genug überlegt hatte, erreichte? Und doch wagte sie nicht, dem Mann zu widersprechen. Aus ihren großen, furchtsamen Augen, die in seinem Gesicht vergebens nach irgend einem Zeichen von Güte und Verständnis suchten, brachen langsam die Tränen.

(Fortsetzung folgt.)

Ölkrieg im Urwald.

Erzählung von Franz Taut.

An einem Sonntagnachmittag saßen Chicago-Tom und ich auf kleinen Nickelhockern vor dem Eingang der Bar „Trujillo", tranken Whisky mit eisgekühltem Gingerale und ließen uns von der warmen Brise fächeln, die von der Lagune heraufwehte.

Tom und ich waren die einzigen Gäste. Julian, der Keeper, schlief, nachdem er uns bedient hatte, hinter seiner Theke, über der ein Ventilator sein einförmiges Lied schnurrte.

Ich kannte Tom schon geraume Zeit vom Sehen; wir wohnten in derselben Pension am Obispolazo. Er war Fahrer bei der Portable Water Company, der Gesellschaft, die Maracaibo mit Trinkwasser versorgte.

Wir verbrachten zum erstenmal unseren Sonntagnachmittag zusammen. Ich verfolgte, offen gestanden, eine besondere Absicht und hätte mich schon längst gern einmal dem Chicago-Tom, wie wir ihn nannten, angeschlossen. Ich hatte nämlich vor einigen Wochen, als ein alter Ölprospektor in unserer Pension zu Gast war, gehört, wie dieser Tom mit „Reverend Stevens" anredete, und war seitdem gespannt, zu erfahren, was diese für einen Chauffeur recht eigenartige Anrede zu bedeuten hätte.

Ich hatte mir am Mittag, als wir die Pension verließen, vorgenommen, ihn geradeheraus zu fragen, wieso der alte Prospektor — übrigens ein Original — damals dazu gekommen wäre, diese ulkige Anrede zu gebrauchen. Wir sprachen über die verschiedenen Ölgesellschaften, die rund um die große Lagune ihre Bohrfelder besaßen. Dabei erwähnte ich, die Julia-Oil habe neuerdings am oberen Rio Apon zu bohren begonnen.

Tom blickte mich darauf eine Weile nachdenklich an. Plötzlich bekam er einen roten Kopf und knurrte wütend: „Eine Schmach — ein Verbrechen — und ich hab' meine Hand dazu gegeben..."

Ich betrachtete ihn höchst verwundert und konnte mir sein Gehabe nur damit erklären, daß der Whisky ihn verwirrt hatte.

Da sagte er, die Worte gewichtig betonend: „Wissen Sie, was das bedeutet: die Julia-Oil bohrt am Apon? — Ich will's Ihnen sagen: Ein Kamp wird gebaut, Bohrtürme erstehen, Lokomobile, Traktoren, Dynamos rattern. In der Kantine johlen die Kampleute, wenn sie vom Rohrlegen zurückkommen — ach was, Teufel — und im Busch lauern Menschen, die man ‚Wilde' nennt, und hin und wieder kommt ein Pfeil geflogen und löscht einen Ölmann aus. Dann fegt ein Maschinengewehr in den Busch hinein, und die ‚Wilden' müssen weichen, und eines Tages geraten sie in das Jagdrevier eines anderen Stammes: es kommt zum Kampf, und die Vertriebenen werden aufgerieben, weil sie erledigt sind vom Umherziehen in der Wildnis..."

„Well — wissen Sie", fuhr er nach einer Pause leidenschaftlich fort, „man mag über die Indios denken, wie man will, und mag sich entrüsten, wenn einer von uns, ein weißer Ölsucher, dort oben im Urwald umkommt... Aber sehen Sie, ist es denn recht, daß wir diese Menschen, die über die Konquistadorenzeit hinweg ihre Sitten unverfälscht bewahrt und ihr Gebiet mit Erfolg verteidigt haben — nun ausrotten, nur um unsere Motoren mit Öl und Benzin zu versorgen? Eine verdammt heikle Frage!

Ich will Ihnen da eine kleine kuriose Geschichte erzählen: Well — vor rund fünfzehn Jahren wurde ein junger Mann, ein Missionar, nach Maracaibo geschickt. Er sollte bis zur Perija vordringen und die Indios Motilones, die Wilden, bekehren. Er besorgte sich eine Ausrüstung, mietete zwei Kanus, nahm einige Ruderknechte in Dienst und fuhr los ins Unbekannte, von dem er nur eine recht vage Vorstellung hatte. Er reiste den Apon hinauf. Die ersten Tage ging alles gut, davon abgesehen, daß der junge Mann entsetzlich unter der schwülen Treibhaushitze zu leiden hatte, die die Urwälder zu beiden Seiten des Flusses atmeten.

Eines Tages will der junge Mann an Land gehen, um sich durch den Urwald zu schlagen. Er kann es auf dem Fluß nicht mehr aushalten. Die Kanus legen an; da schwirren Pfeile aus dem Uferbusch, ohne daß das geringste von den Schützen zu sehen ist. Zwei der Ruderknechte werden unerheblich verletzt, doch der junge Mann will von seinem Karabiner keinen Gebrauch machen, denn er ist ja ein Glaubensbote — glaubt er. Dasselbe Spiel wiederholt sich noch einige Male — er will anlegen, und sofort speit der Busch, wie durch Zauberei, einen Hagel Pfeile aus... Zuletzt wird auch der junge Mann getroffen" — Tom strich mit einer hastigen Gebärde über seinen rechten Oberarm — „well, da reißt ihm die Geduld, er feuert aufs Geratewohl in den Busch hinein. Jetzt kann er endlich ungehindert an Land gehen. Doch eine neue Schwierigkeit taucht auf: die Peons, die Ruderknechte, weigern sich, mit ihm zu gehen und wollen umkehren.

Nun, der junge Mann ist durchdrungen von seiner Aufgabe; er nimmt auch dies auf sich, packt zusammen, was er tragen kann, und bahnt sich allein mit dem Machete Meter für Meter durch den zähen Unterbusch, in dem eine mörderische, feuchte Hitze brütet, einen Weg. Er sieht tagelang den Himmel nicht, und von der Sonne nur die spärlichen Strahlen, die durch das üppige Blätterdach sickern. Er nährt sich von Konservenkost, und als die zu Ende ist, von Früchten, die er nie zuvor gesehen hat. Seine Haut ist bald mit Beulen übersät.

Aber die Ausdauer des jungen Mannes läßt nicht nach; endlich wird er dafür belohnt. Er gelangt in die Siedlung eines Stammes, der noch nie einen Weißen zu Gesicht bekommen hat. Die Indios nehmen ihn gastlich auf und heilen mit ihren Kräutern die Wunden, die ihm der Wald geschlagen hat. Er kommt zu Kräften, lernt schnell die wortarme Sprache seiner bronzenen Freunde und beginnt diese Wilden mit der Lehre vertraut zu machen, deren Verbreitung seine Lebensaufgabe ist.

Bald geht mit dem Trommeltelegraphen die Kunde durch den Wald, ein Medizinmann sei angekommen, er predige Nächstenliebe und andere wundervolle Dinge. Der junge Mann tauft die naiven Kinder des Waldes. Sie glauben ihm und wollen von nun an alle Feindseligkeiten gegen die Weißen einstellen und mit ihnen in Frieden leben... Der junge Mann ist froh und glücklich! Nach einem Jahr primitivsten Daseins bei den Indios glaubt er seine Aufgabe so weit gelöst zu haben, daß er beschließt, nach Maracaibo zurückzukehren, um seiner Missionsgesellschaft zu melden, sie könne nun feste Stationen errichten und mit der endgültigen Zivilisierung der ‚Wilden' beginnen...

Er läßt sich ein Kanu bauen, und als er vom Ufer abstößt, rufen ihm dieselben Indios, die ihm bei seiner Ankunft mit ihren Pfeilen den Zugang zu ihrem Land verwehren wollten, Abschiedsworte nach, in denen ehrliche Trauer klingt. Kurzum, der junge Mann erreicht Maracaibo. Alle wundern sich, denn man hatte ihn längst für tot gehalten. Nach ein paar Tagen wirft ihn ein bösartiges Fieber aufs Krankenlager und hält ihn wochenlang dort fest. Aber er ist geduldig und ruhig; er hat seinen Bericht abgeliefert und glaubt, alles sei in besten Händen...

Als er genesen ist, gibt man ihm den Rat, sich noch einige Wochen in Mérida, am Fuß der Sierra Nevada, zu erholen... Bei seiner Rückkehr nach Maracaibo jedoch bekommt er Dinge zu hören, die ihm unfaßbar und unglaublich erscheinen: Eine Ölgesellschaft hat dort, wo er ein Jahr lang die Indios unterwies, den Urwald gerodet und Bohrtürme aufgestellt. Und offenbar um das Anwerben von Arbeitern zu sparen, hatte man versucht, die nunmehr zu Christen erzogenen Indios zur Arbeit zu pressen. Doch die freien Söhne des Waldes sahen sich betrogen und griffen zu Pfeil und Bogen. Ein großes Morden war da drinnen im Urwald im Gang...

Da machte sich der junge Mann auf, um zu retten, was noch zu retten war. Als er auf dem Kamp anlangte, machte er dem Chefingenieur die bittersten Vorwürfe, aber der lachte ihn aus, sagte, er sei ein närrischer Pfaffe, und man werde schon mit dem Raubgesindel fertig werden — wenn nicht anders, eben durch Giftgase... Der junge Mann kannte Schleichwege in der Dschungel. Er wollte seine Freunde, die Indios, vor noch größerem Unheil bewahren, als sie ohnedies schon getroffen hatte. Aber er wurde mit Pfeilschüssen empfangen — jawohl, mit Pfeilen! Er fuhr zurück nach der Stadt und führte einen Papierkrieg gegen den Ölkonzern. Derweil schlich die grausamste Guerilla, die man sich vorstellen kann, durch den Wald. Monatelang. Doch dann gaben die Indios es auf und zogen sich in die Tiefe der Urwälder zurück. Und der junge Mann war im Papierkrieg ebenfalls geschlagen worden... Well, das ist meine Geschichte!"

Tom holte tief Atem und nahm einen Schluck Whisky.

Da sagte ich zögernd, noch ganz im Bann seines Berichtes: „Sie sind —"

„Jawohl", vollendete er, „der junge Mann! Oder, wenn Sie wollen: der närrische Reverend Stevens... Aber das war einmal", schloß er mit bitterem Lächeln, „vor fünfzehn Jahren! — Jetzt bin ich Chicago-Tom und fahre die Autos der Portable Water Company..."

Damit trank er sein Glas auf einen Zug leer.

Der letzte Torpedoschuß im Weltkrieg

Im Trubel der politischen Wirren des November 1918, die mit der Revolte aufgeputschter „Heimkrieger" in der Marine begannen und mit dem Waffenstillstand ihren tragischen Höhepunkt erreichten, ist eine heldenhafte U-Bootstat kaum beachtet worden, die zwei Jahrzehnte später wert ist, der Vergangenheit entrissen zu werden. Am 9. November 1918, in der Frühe des Morgens, an dem „Scheidemann mit der verdorrten Hand" in Berlin die „Republik" ausrief, vernichtete das deutsche „U-Boot 50" unter dem Kommando des Oberleutnant z. S. Kukat kurz hinter Gibraltar das britische Linienschiff „Britannia". Dieses zwar ältere, aber mit 16 600 Tonnen immerhin größte von U-Booten versenkte Kriegsschiff fiel am letzten Kampftage der Marine einem energischen Angriff unweit von Trafalgar zum Opfer.

„UB 50" gehörte zu der Gruppe von Booten, die in Cattaro und Pola stationiert waren und den Unterwasserkrieg im Mittelmeer durchführten. Nach dem Zusammenbruch der österreichischen Front waren diese Boote heimatlos geworden. Einige kleinere Fahrzeuge wurden von eigener Hand vernichtet, der Rest — insgesamt 14 Boote — beschloß, den Durchbruch in die Heimat zu versuchen. Zunächst blieben die Kommandanten möglichst geschlossen beieinander. Erst als man sich der Enge zwischen Gibraltar und dem spanischen Ceuta näherte, wurde nach dem alten Soldatenwort gehandelt: „Jeder für sich, Gott für uns alle!" Immerhin wurde für den 15. November ein gemeinsamer Treffpunkt verabredet.

Alle Boote versuchten nun unter Anwendung aller möglichen Listen die Sperrkette zu durchbrechen. Dies war sehr schwer, denn die Abwehr durch Sperren, Zerstörer, U-Bootjäger, Patrouillenboote und Flugzeuge war auf ihrem Höchststand angelangt, zum anderen kehrten zahlreiche Einheiten der Feinde in ihre Häfen zurück, da der Waffenstillstand bereits bevorstand. Schließlich war es auch den Engländern nicht geheim geblieben, daß die deutschen U-Boote aus österreichischen Häfen versuchen würden, den Durchbruch zu wagen, um in die ferne Heimat zurückzukehren.

Es würde zu weit führen, im einzelnen die Schwierigkeiten aufzuzeichnen, mit denen gerade in diesem Augenblick noch die Deutschen zu rechnen hatten. Es gelang jedenfalls 13 Booten, die Meerenge zu passieren und nur eines von der Flottille ging verloren: „U 34", unter Kapitänleutnant Klasing. Am 8. November sah sich dieser einem anscheinend harmlosen Frachtdampfer gegenüber und wagte den Überwasserangriff. Auf kürzeste Entfernung ließ der Dampfer jedoch die Tarnung fallen und eröffnete aus mehreren Geschützen ein wohlgezieltes Feuer auf das deutsche Boot, das mit der gesamten Besatzung versank. Die U-Bootfalle „Privet" konnte diesen letzten Erfolg auf britischer Seite davontragen.

Genau 24 Stunden später waren die Kameraden durch „UB 50" gerächt. Dieses Boot hatte nachts die Meerenge passiert und stand beim Vorgebirge von Trafalgar, als der Kommandant sich einem feindlichen Linienschiff gegenübersah. Obwohl das Schiff von zwei Zerstörern begleitet war, wurde das deutsche Boot erst erkannt, als das Linienschiff auf etwa 2000 Meter Entfernung von dem ersten Torpedo getroffen war. Kurz darauf fuhr der zweite Torpedo dem Stahlkoloß in die Seite, doch blieb dieser schwimmfähig und eröffnete nun seinerseits das Feuer auf das Sehrohr von „UB 50", das gelegentlich gezeigt wurde. Noch ein dritter Torpedoschuß wurde losgemacht, dann endlich hatte das feindliche Schiff genug, legte sich auf die Seite und kenterte. Die Besatzung in Stärke von rund 820 Mann war inzwischen, mit Ausnahme von 39 tapferen Seeleuten, von den Begleitzerstörern gerettet worden.

Einiges bleibt hinzuzufügen! Vereinbarungsgemäß trafen sich die Mittelmeerboote beim Kap Finisterre. Es wurde beschlossen, um England und Schottland herum nach Kiel zu gehen. Am 24. November morgens wurde die norwegische Küste erreicht. Hier wurde erneut eine Kommandantenbesprechung abgehalten, zumal man jetzt genauere Nachrichten über die Vorgänge in der Heimat bekommen hatte. Einmütig wurde beschlossen, gemeinsam in den Kriegshafen einzulaufen und sofort Flagge und Wimpel niederzuholen, um dort nicht Anordnungen eines Soldatenrats Folge leisten zu müssen. Unter dem Kommando des dienstältesten Offiziers, des Kapitänleutnants Sieß auf „U 73", liefen die Boote in kriegsmäßiger Formation, nachdem Nebel die Fahrt mehrfach verzögert hatte, am 29. November in die Kieler Föhrde ein. Sofort nach dem Festmachen an der Blücherbrücke wurden Flagge und Wimpel eingeholt und die Boote außer Dienst gestellt.

Oberleutnant z. S. Kukat fiel im April 1920 als Zeitfreiwilliger der Brigade W. Löwenfeld im Ruhrgebiet! F. L.



Bunte Chronik



Warmer Winter in Skandinavien.

Der Norden Europas soll sich, wie Messungen des Golfstromes ergeben haben, gegenwärtig in einer besonders warmen Periode befinden. Ein schwedischer Geologe gibt der Öffentlichkeit bekannt, daß ganz Skandinavien mit einem milden Winter zu rechnen habe.

*

Aluminium statt Zelluloid?

Seit längerer Zeit werden Versuche gemacht, in der Filmtechnik das Zelluloid durch Aluminium zu ersetzen. In Amerika sollen die Versuche kurz vor dem Ziel stehen. Die Vorteile einer solchen Neuerung liegen auf der Hand. Einmal gibt es bei einem Aluminium-Filmstreifen keine Feuersgefahr und zum anderen ist dieser weitaus haltbarer als das Zelluloid. Aluminium-Kopien sollen mehr als doppelt soviel Vorführungen als Zelluloid-Kopien aushalten.

*

4000 Autos gestohlen.

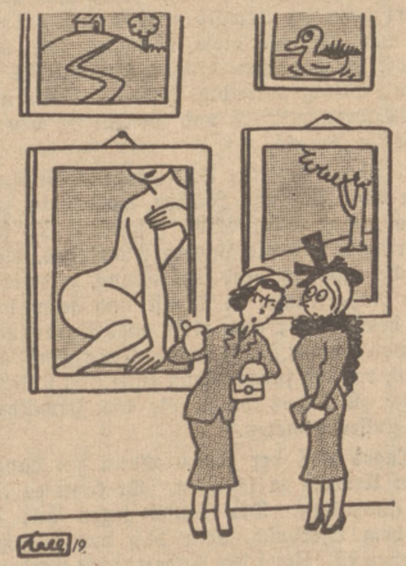
Die Polizei-Präfektur von Paris hat eine interessante Statistik veröffentlicht. Danach sind vom Oktober 1937 bis Ende September dieses Jahres in der französischen Hauptstadt insgesamt 4000 Autos gestohlen worden. Eine erstaunlich hohe Zahl. Aber die Diebe erfreuten sich nur in den seltensten Fällen über längere Zeit ihres Besitzes. 3213 Wagen konnten den rechtmäßigen Besitzern wieder zugestellt werden.



Lustige Ecke



Das Modell in der Kunstausstellung.



„Was mich fürchterlich geärgert hat ist, daß ich 7,50 für Dauerwellen opferte, als ich zu dem Bild da Modell sitzen sollte!"

Verantwortlicher Schriftleiter: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg